

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Rühlmann in Böhr.

F. Ronfort.

Der Brennermühlshof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Nachdruck verboten.)

Ein zorniges Gewitter hatte sich soeben ausgetobt. Die Dorfbewohner steckten erleichtert die braungebrannten Köpfe aus dem Rahmen ihrer kleinen Fenster und tiefen sich ihre Beobachtungen und Folgerungen in ihrer selbstbewußten, wichtiglugen Art über die Straße.

„Nack, ist dös 'n Wetter gwea! Man hat doch g'meint, 'n Himmel zerreißen! — 's denkt mir net, daß i hab' mich verlegt!“

„Hat's braucht, Andrejel,“ gab der Hagmayerbauer nach. „Seit dem letzten Vollmond hat's mir mehr macht! D' Natur war am Verschmachten, und da hat Gott halt endlich 'n Einsieh'n g'habt.“

Und wie er sah, daß ihn die frische Dirn mißtrauisch anblinzelte, setzte er zu besserer Verständigung hinzu:

„Da guh nauf, da ist's hinzogen, — 's Donnerwetter. Aber'n Heimbodel weg, den Soldaten nach. Ins Unterland!“

Dann sang er jauchzend: „Mein Schatz ist'n Reiter! Zuchel-dideidideidida! — Hahahaha!“

In urgemüthlicher Schallhaftigkeit verschmelzte der alte Junggeelle seine Bosheit mit einer herzlichen Lachsalbe.

„Ach geht, Ihr macht Spruch!“ schrie ihn die Lisbeth an, drehte sich aber hastig auf einem Absatz herum und streckte ihren schönen, etwas sonnengebräunten Hals so weit wie möglich den hochsteigenden Wolken zu, um unter dieser Anstrengung ihre aufsteigende Röthe zu verbergen.

Vor noch nicht acht Tagen war nämlich Einquartierung im Dorfe. — Rote Männen! Die hatten das sonst so ruhige Bauern-dörfchen und ganz besonders dessen weibliche Jugendschönheiten

in eine nicht geringe, aber begreifliche Aufregung versetzt.

Der alte Defter Andrejel aber meinte bestimmt, er habe noch gestern, beim Kartoffelhacken — er hilft nämlich dem Hagmayerbauer bei kleinen Arbeiten noch ab und zu aus —, ein Paar verdächtige Tränen über der Lisbeth ihre Bäcklein kullern sehn, die nach seiner Behauptung „bald rot, blau und auch bald schwarzleht g'funlet hätten, und weil der schmude rote Männen g'freiter, der



Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau. (Mit Text.)

„Müthige Siebziger kratzte sich vergnügt in seinen weißen Haaren und zog den breiten Mund schief, als ob er Schmerzen empfinde, Lisbeth, — 's Jungvolk kriegt auch's Treiben, wie's Jungfeld! Wenn d' Sonn wieder außerlacht, nimmst du nimmer in der Stuben. Hab' i recht oder net?“

vor sechs Tag drüber aus dem Quartier g'ritten sei, grad 'n schwarzen Schnurrbart g'habt hatt, so hätt' er eben denkt, und so...“

Der Hagmayer hörte diesen Diskurs schmunzelnd mit an und ließ seinen Blick stolz und wohlgefällig auf seinem „Hagmayer“ ruhen. So pflegte er seine Einzige zu nennen, wenn er

mal in guter Stimmung war. Doch nun hielt er es an der Zeit, seinerseits herauszupollern:

„Ob nun grad 's Obedessa von alloi auf'n Tisch kommt, wenn's Nädle bloß no in den höheren Regionen schwabbet?! — Her mit der Einbrennsuppen und dann nüber in' Stadel, — nach'm Rechten g'schaut!“

„Wiegerl, der Vater hat recht!“

Mit zwei ausgeprobten Sprüngen war sie die kurze Stein-
treppe hinauf. Unter der Haustür drehte sie sich nochmals nach
ihrem „schalkhaften Gegenüber“ und zeigte ihm verheißend ihren
Drohfinger, den der Andrejel nur mit einem herzhaften Lachen
quittierte.

Er hatte die kleine dreijährige Lisbeth einmal zwei Stunden
lang auf den Armen getragen, damals, als sie sich in den großen
Heinbodelwald verlaufen hatte und er sie mitten im Reissig-
dickicht, hilflos schreiend vor Angst und Müdigkeit, auffand.
Später hatte er ihr dann für ihren Puppenhaushalt kleine Weiden-
körbchen geflochten, und heute lacht dem Vereinsamen das
alte Herz vor Vergnügen, wenn er sich mit dem jungfräulichen
Blut neden konnte. Daß sie ihm dabei nicht ernsthaft böse würde,
wußte er aus reichlicher Erfahrung.

Nachdem nun die alten Nachbarn noch einige Meinungen
ausgetauscht hatten und der Hagmayerbauer befriedigt hinter
seiner Einbrennsuppen und seinen Schallkartoffeln saß, hatte
eine langjährige Bauernfreundschaft wiederum ihrer selbst-
verständlichen täglichen Pflicht genügt.

Der alte Andrejel aber sah gerade noch, wie die Lisbeth das
Köpfchen mit dem vollen blonden Haarnest tropig zurückgeworfen,
zur Scheuer ging, die alleinstehend, mit der Giebelseite gegen die
Straße zu, alle andern Häuser in der Nähe etwas prächtig überragte.

Er steckte schmunzelnd sein Pfeifchen in Brand und machte
sich wieder hinter sein beliebtes Wochenblättchen.

Während diesem idyllischen Vorintermezzo trat auf der
Bürgelhalde ein junger Mann aus einer Feldhütte, in der er
offenbar Schutz gegen den reichlichen Wasserregen gefunden hatte.
Den braunen Samthut tropig-led im Nacken, rechte und streckte
er die sehnigen Glieder, als wolle er sie nach der angestrengten
gebückten Stellung in der für einen Mann wie ihn, mit seinen
hundertzweiundachtzig Zentimetern Körperlänge, viel zu niederen,
notdürftigen Hütte, auf ihre weitere Leistungsfähigkeit prüfen.
Mit einem Rud hatte er sein grünes Rückenbündel herunter-
gerissen, und nun klopfte er mit seinem Knotenstod lässig den
weißen Chausseestaub von Beinleid und Schafstiefeln, während
seine Augen suchend die Anhöhe abstreiften.

Richtig, dort am Weienhang, oberhalb des Hohlweges,
lodte ein niederes verwittertes Steinkreuz zu kurzer Raft. Ein
froher Seufzer entfloß der breiten Brust, als er sich niederließ.

Der kräftige junge Mensch auf dem Kreuz, mit dem wilden,
schweißbestreuten, rotblonden Lockengewirr auf Stirn und Schlä-
fen, bot, nach dem Gewitter und bei der Abendbeleuchtung, ein
eigenartiges Stimmungsbild, und man hätte sich vor ihm fürchten
können, wenn nicht ein Paar hellblaue, gutmütig leuchtende
Augen würden sein übriges Äußeres Lügen strafen.

Ihn mochte Ähnliches bewegen, denn er saß in summer Be-
trachtung seiner näheren und weiteren Umgebung versunken,
an der auch sein Gemüt einen reichen Anteil zu haben schien.

Vor ihm erstreckte sich, hinter dunklen Bergwäldern und
grünen Tälern, in seltener Klarheit die lange Kette der schwä-
bischen Boralb. Da war der Hohenstaufen, die Fels, der Hohen-
neuffen, die Achalm. Da konnte man ganz im Süden die blauen
Umrisse der stolzen Hohenzollernburg erkennen, und die Abend-
sonnenstrahlen trieben, in Kameradschaft mit den fliehenden
Wolken, ihr neddiches Beleuchtungsspiel mit den Riesenbent-
malern einstiger kaiserlicher und herzoglicher Pracht und gewaltiger
politischer Vorgänge. Es war, als wollten sie den Erbensohn
zur Selbstkenntnis seiner Richtigkeit zwingen vor der all-
gewaltigen Natur.

Links unter ihm, im Tal, lag, von einem mächtigen Berg-
wald begrenzt, in feierlicher Abendruh das Dörfchen Furt-
mühlbach. Das Ziel seiner dreitägigen Wanderschaft und viel-
leicht — seine neue Heimat!

Er kam vom Bodensee. Im vorigen Herbst hatte er sein
altes Mütterchen begraben, die ihrem Chemann, dem einstigen
Mühlenbesitzer und Bauer Jakob Friedrich Ohwald, nach kaum
sechsjähriger Trennung in Treue gefolgt war. Der Rest der
ehemaligen väterlichen Hinterlassenschaft war pünktlich in Mütter's
langer Krankheit und einigen alten Verpflichtungen aufgegangen.

Nachdem er ja den „Abschied“, eine Quittung über „treu
geleistete drei Jahre Grenadierdienste“ von seinem König be-
kommen, und der kalte Winter einem sehr warmen Frühjahr
nun endgültig die Herrschaft abgetreten hatte, nachdem er selbst
es zu guter Letzt durch Fleiß und Arbeit doch noch fertiggebracht

hatte, auf dem kleinen Friedhof den ortsüblichen
Grabstein mit goldener Widmung zu setzen, hielt ihn
zurück, der dringenden Bitte der Frau Base Christine nach-
zugeben und in ihrem kleinen einsamen Haushalt die Zuflucht
die dem Schwesterjohn gerne gewährt sei.

Da hatte er denn eines Tages vor Sonnenaufgang
geschmüht. Und nun saß er da, an der Schwelle einer
Heimat, — müde, veranmt, einsam ...

„Verlassen, verlassen, verlassen bin ich!“

So verlor sich sein sonst allzeit heiterer Sinn ins
Nun begann er sich auch erst auf seinen Stein-
solle dieses alte, moosbewachsene Kreuz erzählen? —
einen Unglücksfall vor vielen Jahren? Oder gar einen ...

Da — eben glitten die letzten Sonnenstrahlen
Dörfchen, gefolgt von den leichten Schatten der Nacht.
Hohenneuffen blieben sie einige Minuten haften un-
die Ruine in silberne Schleier. Das mächtige Gefühls-
erstehung und des Reichseins, das nur ganz unem-
Menichen fremd ist, kam über Martin Ohwald. Mutig
sein Wanderbündel aufgeschwungen und stand nun barm-
einem dankbaren Blick am Horizont, wie ein leibhaftig
— plötzlich mitten in seiner Heimat. Die Berge und
Wald, der Himmel, alle stürzten sie auf ihn ein und in
ihn freudig wie einen alten Bekannten, der sich einige
los von ihnen entfernt und nun wieder eingefunden hat
liebt's Schwabenland!

Ein starkes Glücksgefühl und ungestüme Jubel
ihm den ganzen Körper und drängte sich hinaus.

„Ach, du Klarblauer Himmel, wie schön bist du heut,
„Wöcht“ ans Herz dich gleich drücken, vor Jubel und ...

Dann schwenkte er lustig seinen Hut in die Luft und w
Marichtempo den Weg ins Dörfchen an.

Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wa — andern.

Am Anfang der Dorfstraße wurden neugierig eini-
aufgerissen. Auch der weiße Stachelskopf vom Dedel
erschien wieder im Rahmen.

„He, Landsäma, woher des Wegs?“

„Grüß Gott, Vetter! Ich komm vom Bodensee, ...
Knopf im Portimonai! — Kömmt Ihr mir sagen, wie
verwitweten Frau Christine Kern ihrem Häusel komm ...

„Zur Kernchristel? — Ganz durch, dann links schwen-
auf der rechten Seite 's vorlechte, mit den grünen ...
Giebel ist'n Bodshorn!“

„Bergel's Gott! — Das muß ein schlechter Müller
niemals fiel das Wandern ein — Grüß Gott, schön's ...
— dem niemals fiel das Wandern ein, das Wa — andern.

Unter des Hagmayerbauers kleinem Scheunentor
blondes Nädle und schaut in seltsamer Verwirrung
wildes Handwerksburschen nach, bis er ganz durch war
schwenkt marsch“ machte.

Da schlug der Andrejel sein Fenster zu und murr-
vom verradten, wetterwendischen Weibsvolk, das
nimmer einen Bestand hätte.

In das kleine Häuschen mit den grünen Läden
Bodshorn am Giebel war mit Martin Ohwald die
gezogen, und in die alte Brennermühle am Heinbodel
neuer Knecht.

Die Kernchristel habe jetzt doch jemand, für den
alten Tage noch sorgen und beten könne, und nun
nicht wieder fort. Er soll nur gleich morgen beim
in der Mühle um Arbeit nachfragen, dem sein Sohn,
sei vor zwei Monaten in die Fremde und hätte den
dem großen Mühl- und Sägegeschäft allein gelassen.
niemand, wo der nichtsinnige Geßell sich jetzt täte
und der Landjäger wäre dagewesen und hätte ihn abho-
da war aber der lustig Vogel schon heidi, — über alle
Wildfrevel oder so was hätte er gemacht. Aber das
von der Gottlosigkeit und dem schlechten Glauben. Der
möchte nur recht fleißig in die Kirche gehen, daß
nicht passieren könne.

Am äußersten Ende des Dorfes liegt in einer kleinen
dicht am Fuße des Heinbodelwaldes, die alte Bren-
Ein großes Doppelhaus bildet den Hintergrund des
während links und rechts auf felsigem Vorprung
Tannenreihen zur Höhe schlängeln, die einem kleinen
gerade noch Raum und Zeit lassen, dem großen Mühl-
über Holz- und Steingeröll seine Kraft zuzuführen.

Hier hatte Martin Ohwald für seine Arbeitslust die
mat gefunden. Der alte Brenner fand an dem kräftigen
Gefallen, er hatte ihn gefragt, was er könne, und dann
wenn er auch sonst umgänglich sei, wolle er ihn gerne

dem Mählgeschäft, das bei der geringen Einwohnerzahl bedeutend war, unterhielt der Brennermüller noch einen recht schwunghaften Holzhandel und hatte zu diesem kleinen Sägebetrieb angelegt. Bald hatte er auch einem neuen Knecht eine recht tüchtige Stütze gefunden. Dann aber, nach einem heißen, arbeitsreichen Tage, grad zum letzten Schwung ausgeholt hatte und in feierlichen Schritten sich der kühle Abend auf die Mühle senkte, saß er auf dem breiten Brunnenrand im Hof, spielte mit seiner Wirtin die lustigsten Weisen und sang mit angenehmer Stimme die altbekannten Volkslieder seiner großen Heimat.

Er hatte er zu seinem Abendkonzert nur in den schwarzen Anzügen eine andächtige Zuhörerschaft, die dann ab und zu recht mit den Zweigen raufchte. Doch bald fanden sich neue Bauernburschen ein. Und nun sprach es sich herum, daß nach einigen Wochen war es für die Furtmühlengesinde von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren zur Gewohnheit geworden, nach Feierabend oder wenigstens am Abend sich beim „Müllermarte“ im Brennermühlhof zu treffen. Dadel oder auch einem kleinen Tänzchen zu treffen. Das war dann oft recht fidel zu. Aber keiner im Dorfe konnte sich nicht erzählen, so freudig die Schnaderhüpfeln singen und die Harmonika spielen wie der Martin. Das trug ihm und seinen manchen verliebten Blick ein aus den schönen Augen und fast ebensoviel drohende Gesichter der Burschen. Aber nicht schien, als ob er neben seinen spitzbübischen Gesichten der einen oder anderen noch besonders den Hof suchte. Die liebe Eintracht durch nichts gestört. Im Gegen-
theil, er kannte sich bald dieser, bald jener von den jungen Bauern an, zu Martins Freund, und auch der alte Brenner stand vor der Türe und sah wohlgefällig dem bunten Treiben zu. Er wiegte er sich nach der Musik im Dreivierteltakt von dem zum andern oder stieß ab und zu mal einen kräftigen Bruch. Dann aber lautete er wieder mürrisch an seiner Pfeife und brummte zornig durch die Zähne:

„Der meinig läßt sich erwischen, so'n Dappschädel!“
Im ganzen Dorf gab es nach dem Abendläuten nur eine glückliche Seele, und das war — Hagmayers Lisbeth.

Sie hielt gar streng an frühzeitige Nachtruhe. „Neun Uhr wird die Tür g'schlossen“, hatte er ihr einmal vorgegeben. „Dös Nachtschwanz könnt' i grad brauchen!“ wollte sie dagegen tun? Also, das war abgemacht, beim Martin in der Sache nichts mehr zu erreichen, und die Mutter von so lange tot. Da, als ihre Neugier auf die „schönen Mählabende“ und den „lustigen Müllermarte“ von einigen Jahren aufs höchste gesteigert war, kam ihr ein rettender Gedanke. Der Deder-Andresel, ihr alter Freund, mußte ihr helfen. In vielen Beteuerungen ihrer harmlosen Absicht hatte sie ihn um Hilfe gebittet. Am nächsten Sonntag nachmittag gingen die beiden in den Bodelswald, um „Baldmeisterte“ zu suchen, und kamen während der Hagmayerbauer gerade bei der Engelmayers Sonntagschoppen hielt, zufällig am Brenner vorbei. Da ging es heute ganz besonders hoch her. Der Müllermarte hatte Geburtstag und dieses wegen „ein Fässel geschmissen, — fürs Jungvolk!“
Da schau her, die Lisbeth! Zucke! Martel, noch'n Blick der rothaarige Siehlermichel.

Andresel 'n Steikrögel! — Prost Andresel, tut mir leid, wirbelten die Paare im wilden Durcheinander über den Hof. Es war ein Zauchzen und Flattern von weiten Falten, wie bei der Kirchweih. Der Andresel hatte dem Brenner ein Glas getrunken und benützte jetzt die Zeit, um sich nach den Holzpreisen zu erkundigen.

Er legte der Martin sein Instrument zur Seite, und der Brenner aus der Stelle, wo der Tanz beendet war, hatte der Siehler-
michel Lisbeth ausgelassen und schrie jetzt mit seiner hellen Stimme: „Buabu! Mädels! I kenn a Heß! — Der Andresel muß 'n Kriegsstüdel hertun!“
„Ja, bravo! Andresel, 'n Kriegsstüdel!“

Darauf saß der Alte auf einem kräftigen Eichenstamm, das Fässerrad quer am Boden lag, wie ein Feldherr inmitten seiner Truppen und erzählte zum fünfzigsten Male die lustige Geschichte, wie sie damals dem badischen Geizhals die halbe Sau runtergeholt hätten. — Andreas Deder hatte als im Anno achtundvierzig das Revolutionsjahr mitgemacht und schon unterwegs nach Dänemark gewesen, aber die „Schönen“ ließen ja damals den Feind laufen, ohne daß die bayerische Infanterie zu Schuß gekommen war. Die günstige Gelegenheit hatte der Martin gebraucht und der Hagmayer seine Freunde über ihre Gegenwart ausgedrückt.

„Flachstöpsle“, rief er ihr zu, „i mein, wir müßten uns fennen!“ Und munter bekam er zurück: „Ma müßt sich halt b'sinnen!“
„Natürlich! Du bist ja das schöne Jungferle, das i bei meinem Einzug vor vier Wochen zuerst g'grüßt hab'!“

„Ebbes dran kann wahr sein!“
„Siehst, damals hab' i denkt, — dös wär 'n gut's Zeichen. Und jetzt hat mir doch allweil was g'fehlt! Warum bist net schon längst mal runterkommen?“

„Rei Zeit net! I muß den Haushalt führen, d' Mutter ist nitmer da!“

„O du mein! Und noch so jung!“

„Das verschlägt nix! Aber komm, wir müssen zu den andern!“

Unter der Haustüre steht der alte Brenner. Er zupft an seinem rechten Schnauzbart und kneift das linke Auge zu: „Schad um den! Tāt' zu was Besserem taugen, als zum Weiberzupfel!“

Dann nahm er sich in der Stille etwas vor und ging ins Haus. Wie er in seiner Schlafkammer war, schob er den Kiegel vor und rückte, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß man ihn durchs Fenster nicht beobachten konnte, einen schweren Eichen-
schrank von der Wand.

Engelassen ins Gemäuer auf starken Holznägeln zeigten sich jetzt zwei schwere Jagdsflinten. Die holte er hervor aus ihrer friedlichen Ruhe. Auf dem Betttrand sitzend ölt und pupt er erst die eine und dann die andere. Dabei knirscht er fortwährend durch die Zähne: „Läßt sich erwischen! So'n Dappschädel!“

Währenddem hatte sich auf dem Hof dem Andresel sein „Mär-
chenschaf von Anno achtundvierzig“ erschöpft, und der Schwarm trat munter den Heimweg an, langsam, in kleinen Gruppen.

„Marte, kommst mit zur Engelwirtin?“ rief der Siehler-
michel zurück.

„Kann sein, i komm nach!“

Unter den letzten ging die Lisbeth; der Andresel war schon im Disput voraus. Gerade, wie sie unter den Tannen aus dem Hof biegen wollte, hielt sie der Martin mit einem geschickten Griff am Handgelenk zurück.

„Wart 'n weng, Flachstöpsle! Wie ist's, kommst bald wieder?“

„Kann net, der Vater ist gar streng!“

„Na, weil's grad so selten vorkommt“, versetzte Martin resolut, — „a Bussel kannt mir schon dalassen!“ Und ehe sie sich seiner erwehren konnte, hatte sie es weg, daß es im Hof widerhallte.

Das war der Lisbeth zuviel. „A so a Redheit!“ Mit einem derben Stoß hatte sie sich befreit, so daß der große, starke Durck beinahe zwischen die Tannen gefallen wäre. „Daß du's nur weißt, — i bin a anständig Madel! Da derzu such' dir nur a andere aus!“

Nun stand der Martin Ohrwald da und starrte der hübschen Dirne nach, die zornig davonsegte, um ihren alten Andresel einzuholen. Das war ihm noch nie passiert. Zu seinem Glück hatte es keiner gesehen.

Dann kratzte er sich verlegen hinter dem Ohr und schlenderte im Arger über seine „Dummheit“ in den Hof zurück.

Hier stand schon wieder der Brenner unter der Haustüre und winkte ihn mit zwei gefüllten Steintrügeln zu sich.

„Komm her, seß' dich zu mir, Martel, und trink mir Bescheid! Prost uns beiden! Auf'n gut's Auskommen!“

Eine Stunde später verhallte der erste Glockenschlag auf der kleinen Dorfkirche. Da huschten zwei graue Schatten über den mondbeschiedenen Brennermühlhof und verschwanden im Dunkel der Tannen.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Beckeraths Ahnungen.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Sie war ein bißchen abergläubisch, sie gab viel auf Träume und Ahnungen. Das war dem Geldentum nicht günstig. Rein, sehr heldenmütig hatte sie sich beim Abschied nicht benommen, Frau Beckerath wußte es selbst. Aber er war ihr Leister, die beiden anderen waren schon fort, und sie allein wußte, wie waghalsig gerade der Fritz war.

„Geh, Mutter, mach doch kein so Gesicht“, bat er schmeichelnd, „du weißt, ich kann's nicht leiden.“

„Ich habe so schlecht geträumt!“ seufzte die Frau.

„Schlecht geträumt hat sie — na ja, das ist auch ein Grund, ihrem Jungen den letzten Tag zu verderben!“

„Du wirst sehen, du kommst nach Rußland —“

„Na, denn komm ich nach Rußland!“

„Da wirst du dich schön umgucken —“

„Wie so? Das kann doch ganz interessant sein. Da sieht man einmal etwas anderes —“

„Du nur nicht so! Es wär' dir ja doch nicht einerlei.“

„Ei, was wollt ihr denn machen? Ich geh hin, wohin ich geschickt werde.“ Gutmütig nahm der Sohn die Hand der alten Dame und streichelte sie.

„Gib wenigstens acht, daß du nicht in russische Gefangenschaft geräfst!“ begann die Mutter wieder. Sie konnte ihre Gedanken nicht von den trüben Vorstellungen lösen.

„Ich glaube, bei den Franzosen und bei den Engländern ist die Gefangenschaft gerade auch nicht zu empfehlen“, lachte er. „Im Gegenteil, bei den Russen ist es vielleicht noch besser. In Sibirien wird man gewiß nicht so scharf bewacht, denn wo soll man da hin? Man kennt daselbst weder Weg noch Steg, Ortschaften gibt es nicht auf viele Meilen. Ich bin vollkommen sicher, da darf man frei herumgehen. Das ist doch ganz interessant. So billig kommt man da nicht wieder hin —“

„Hör auf, hör auf! Wenn man dich hört, sollte man denken, es wäre dein Ideal, in russische Gefangenschaft zu kommen.“



Moschee im Gefangenenlager Wünsdorf bei Berlin.
(Mit Text.)

„Aber Mutterchen —“ Frik hörte kaum noch zu. Verstoßen schickte er nach der Uhr über dem Büfett. Die Zeit schritt vor; und er hatte doch so zuversichtlich gehofft, die, die er liebte, würde noch kommen, ihm Lebewohl zu sagen. Es sollte ihm ein gutes Zeichen sein; — wenn sie nicht kam, dann — doch da war sie. Frik Bederath sprang auf wie elektrisiert und ging zwei jungen Damen entgegen, die neben den Wartesaal betraten.

„Wir mußten Ihrem Herrn Sohn doch noch ein paar bringen zum Abschied“, sagte Frau Dr. Braune nach



Zum fluchtartigen Rückzug der Russen bei Warschau:

Russische Geschütze und Ausrüstungsgegenstände auf der Rückzugsstrecke gen Ost. — Phot. Zeinbeck.

berland, war auch sehr hübsch, aber viel stiller. Die Frau Braune wohl nur mitgebracht, um nicht allein zu sein. Es wurde Zeit zum Einsteigen. Nun nahm Frik Arm seiner Mutter.

„Also, nun mach dir keine Gedanken; du weißt, ich bin dein Sonntagstind“, redete er ihr zu.

„Ja, wirklich?“ fragte Gertrud Braune neugierig.

„Aber wie oft haben Sie mich einen Glückspilz genannt“, erinnerte er lebhaft. „Tatsächlich ist es mir ja auch immer sehr gut gegangen. Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß ich einmal kein Glück haben sollte —“

„Nicht!“ machte Frau Dr. Braune, „das beruht man nicht —“ Er wollte sich tollachen. „Sie auch? Sie sind aber gläubig?“

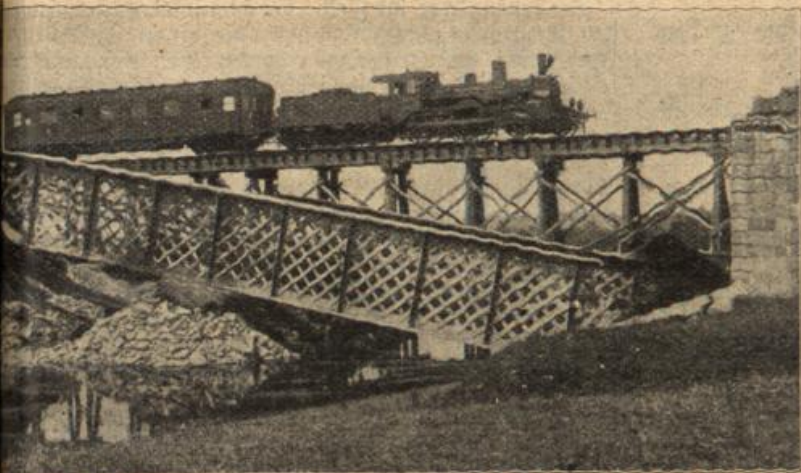
„Das sind wir doch alle. Sie ebenfalls. Sonst würden Sie nicht darauf stehen, daß Sie ein Sonntagstind sind!“

„Nun also! Wenn Sie einmal hören, daß mir ein Schmerz widerfahren ist, dann könnten Sie annehmen, daß Stern im Sinken ist. Das ist auch ein Aberglaube von



Französischer Maschinengewehr für schwere Verwendung.
Nach der französischen Zeitschrift „L'Illustration“.

am
nach
wolle
zum
Die
dem
ren
läch
ein
Be
hätt
re
nem
nen
Bra
eine
was
mit
den
Rei
ie,
der
affe
lug
voll
at
er,
Tages
eine
Em
hem
en.
e
frä
Die
zu
ris
id



den Russen zerstörte Brücke in Polen, daneben die von deutschen Pionieren hergestellte Ersatzbrücke.

Beckerath konnte es kaum ertragen, in ihrer trüben Gegenwart das leichte Gepolde mit anzuhören. Immerhin kam die Anwesenheit der jungen Damen über den Abschied fort. Ihr war es, als ob mit dem Ausrücken alles zu Ende für sie sei.

Am nächsten Tages las Frau Beckerath in der Zeitung, daß Frau Dr. Braune sich wieder verheiratet hatte; kriegsgetraut mit einem Mann. O Gott, wie furchtbar! Das war doch der Schmerz, vor welchem ihr Junge sich fürchtete — nun würde er selbst denken, das Glück habe ihn verlassen!

Kurze Zeit nachher kam von Fritz der erste Brief aus Rußland.

— Fing das Unheil schon an? In seiner Mutter lebte der feste Glaube, daß ihr Sohn aus dem Osten

Alle ihre Vorsätze wurden über den Haufen geworfen, als sie nach einiger Zeit in der Zeitung die Verlobung von Herta Haberlands las. Fast gleichzeitig traf die Nachricht von der schweren Verwundung ihres



Salvatore Dazilai,

der neue italienische Minister, wurde zum General-Kommissar für sämtliche eroberte Gebiete ernannt.

ältesten Sohnes ein. Die geängstigte Frau brach fast zusammen unter der Last der Sorgen. Das Unheil, das sie so lange gefürchtet hatte, nahm seinen Lauf. Man sagt ja immer, daß ein Unglück selten allein kommt. Von Fritz fehlten seit Wochen alle Nachrichten. Wer konnte wissen, ob er überhaupt noch lebte! Und wenn er erfuhr, daß das geliebte Mädchen sich einem anderen verlobt hatte, war es aus mit ihm, dafür kannte sie ihren Fritz.

Eines Morgens klingelte es ganz früh; das ganze Haus schlief noch, die Lina an der Spitze natürlich. — Frau Beckerath schlüpfte in ihren Schlafrock und öffnete selbst. Da stand Fritz vor ihr, gesund und vergnügt, und wie immer — sehr hungrig.



Der neue französische Stahlhelm.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.

W. Kriegsfreiwilliger, des Eisernen Kreuzes (Mit Text.)

berfahren würde. Sie ließ sich in Angst, kaum den Brief zu öffnen. „Hörten Du sel habe ich gehabt, liebe Mutter,“ „wir wurden ge-“ „St. M. fortgenom-“ die Franzosen dort den Durchbruch ver- Die uns ablösten, schwer gelitten. Ich noch die Nachricht Braunes Wieder- ung erhalten, die



Waldfriedhof in den Vogesen, 1000 Meter vor der gegnerischen Front. Hospit. Eberth, Kassel

„Wo kommst du denn her?“ fragte sie glücklich.
„Direkt aus Rußland, kleines Mutterchen!“ lachte er und schloß sie in die Arme.

„Ja, hast du denn Urlaub?“

„Ich habe einen Transport zu leiten gehabt, und da bin ich mal ein bißchen herübergefahren. Ich möchte mich rasch verloben.“

„Ach, du armer Bub!“ Ganz blaß war die Mutter geworden, und Tränen standen in ihren Augen.

„Ja, was ist denn? Warum weinst du denn?“ Der Sohn war ehrlich erschrocken.

„Daß ich dir das sagen muß,“ stöhnte die alte Frau, „die Herta Haberland hat sich ja neulich mit einem andern verlobt!“

Fritz Bederath lachte schallend. Er konnte erst lange Zeit gar nicht sprechen. Endlich brachte er heraus: „Ja, natürlich mit einem andern! Ich will ja doch die Thea heiraten.“ Er lachte aufs neue.

Die Mutter griff sich an den Kopf. „Das wußt' ich gar nicht, daß da auch noch eine Schwester ist — o Gott, was hätte mir das für Aufregungen erspart, wenn ich das gewußt hätte!“

„Siehst du, Mutterchen, du hättest doch auf mich mehr hören sollen: mit den Träumen und Ahnungen hast du kein Glück!“

Selig streichelte sie seinen Arm. Sie sagte kein Wort — man muß ja nicht alles sagen, was man denkt, besonders nicht zu seinen Kindern. Aber nun wollte sie ernstlich sich nur auf den lieben Gott verlassen!

Und wer die Lieb' hat ausgesungen . . .

Von E. Frieß.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug stand zur Abfahrt bereit. Ganz so hoch wie in den unvergeßlichen Augusttagen gingen die Bogen des Überhangs nicht. Die Begeisterung war von einem gehaltenen Ernst durchdrungen. Es war doch schon zu viel Trauriges geschehen. Das mußte den Oberflächlichsten zum Nachdenken stimmen. Die frischen Jüngens, die da nach dem Westen befördert wurden, machten frohe Gesichter. Die vornehmen Mädels waren auch alle so nett mit ihnen, machten Späße und bedienten sie; kein Wunder, daß sie lustig waren.

In der Tür eines Abteils zweiter Klasse lehnte Hauptmann von Voiges. Um ihn kümmerte sich kein Mensch. Er war verwundet gewesen und kehrte jetzt an die Front zurück. Seinen Bekannten und Verwandten hatte er Tag und Stunde der Abreise verschwiegen — wozu der Aufzug? Ja, wenn er eine Frau hätte! Aber der Anschluß war scheinbar ein für allemal verpaßt! Nun, im letzten Augenblick tat es doch weh, so unbeachtet fort zu müssen.

Das heißt: Da vorn die Blonde, die hatte ihn bemerkt. Die wußte auch genau, daß er nach ihr hinsah. Man ist ja nicht umsonst jahrelang „Löwe“ in einer kleinen Stadt gewesen. Da übt sich das. Wie's die Mädels machten, ohne einen Blick hinzuwenden, immer genau Bescheid zu wissen, wenn sie einem gesielen, das allerdings würde ihm ein ewig undurchdringliches Geheimnis sein.

Bestimmt sah er nach der Uhr. Da läßt so was die schöne Zeit vergehen, als ob der Zeiger nicht unerbittlich vorrückt! Noch drei, vier Minuten, dann war's vorbei. Aber sie unterhielt sich immer lustig mit den Soldaten, obwohl man ihr die ganz vornehme Dame doch anah. Da, jetzt wurde sie angerufen; weiter hinten im Zuge wollte man noch etwas zu trinken haben. Sie mußte mit ihrem Tablett bei ihm vorbei. Sie hob die Augen zu ihm — Donnerwetter, nochmal, das war ein Blick! Der Hauptmann grüßte tief, sie dankte mit leisem Lächeln. Vor dem Abteil, in das sie den Koffer hineinreichte, blieb sie stehen. Ja, hatte denn das Weib kein Herz im Leibe?

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Als der Hauptmann in Hörweite der Dame kam, sagte er vorwurfsvoll: „Und für mich haben Sie gar nichts?“

Sie stutze den Bruchteil eines Augenblicks. Dann nahm sie ein kleines Buch und reichte es ihm, indem sie ein paar Schritte neben dem Zug herging. Ganz tief senkte er seine Augen — seine berühmten Augen! — in die ihren. Er sah noch, wie sie rot wurde und winkte, dann entschwand sie seinem Blick.

Wie verzaubert starrte der Hauptmann auf das Buch in seiner Hand. Dann schloß er die Augen. Wundervoll, nach langer Zeit einmal wieder die süße Ruhe zu spüren, die ihm früher in seliger Leutnantszeit so geläufig war! Zug um Zug versuchte er sich das holde Frauenbild zusammenzusetzen, das ihm dies leise pridelnde Gefühl verursachte, für das er sich schon zu alt geglaubt hatte. Als er einsah, daß es nicht gelang, ihre schönen Züge zurückzurufen, rüßte er sich zurecht und besah das Buch. Halt, da stand ihr Name! Thea Brentendorff, Heinrichshorst. Das klang nach Rittergut. Man würde ihr schreiben können. Befriedigt schob der Hauptmann das Buch in die Tasche.

Die ersten Tage im Felde brachten viel Anstrengung, den Franzosen zuvorzukommen, die einen Durchbruch suchten. Aber dann, nach tagelangen harten Kämpfen, als die Friede fürs erste zur Ruhe gebracht waren, schrieb Hauptmann Voiges seine erste Karte. Wie ein verliebter Primaner zwang er sich, bis Antwort kommen konnte. Und sie kam richtig, es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Worte, ganz förmlich, so wie es zu der Erscheinung Hauptmanns im Wachen und im Träumen vorschwebte, wagte einen weiteren Vorstoß. Er schrieb einen Brief, natürlich, forsch! Darin hatte er Übung. Man konnte fast von der Schrift sprechen. Die Angebetete blieb zunächst bei den Worten. Aber es ließ sich nicht verkennen, daß auch ihr Ton wärmer wurde. Voiges ging herum, von Glück getrieben.

Dann kamen die heißen Kämpfe von La Bassée. Hauptmann Voiges litt sehr, und er selbst schwer verwundet. Als er im Lazarett zuerst wieder Besinnung kam, galt sein schmerzliches Bedauern nur der Thea Brentendorff, die er nun wohl doch nicht wieder machen konnte.

An Schreiben war einstweilen nicht zu denken. So lag sich der Kranke mit Träumen, die von einer schmerzvollen Zeit waren. Ganz leise raunte Hoffnungsstimmen allerlei volle Möglichkeiten. Erst nach Wochen erfuhr er, daß das Bein wohl doch noch würde abnehmen müssen. Seine Stimmung in jähe Verzweiflung um. Zu Ende des Lebens lebenswert macht — ein Krüppel ohne Beine hatte der noch zu hoffen?

Er wurde nach Wiesbaden überführt, um dort in dem Lazarett operiert zu werden und seine Heilung abzuwarten. Er schrieb zum ersten Male wieder an Thea Brentendorff statt der zarten Briefchen voll verhaltener Blut wurde ein erster Bericht des großen Mißgeschicks und ein wohl Abschiedsgruß. Er rechnete auch gar nicht nach, wann Nachricht kommen könnte. Es war ein Traum — ein schöner — und es mußte ein Traum bleiben.

Mitten in seinen trüben Gedanken wurde ihm Bescheid. Ein Herr trat ein, doch schien er draußen noch mit zu sprechen. Wie ein alter Bekannter trat er an das Hauptmanns und schüttelte ihm die Hand. Dann lachte einer kleinen Verlegenheit in der Stimme.

„Brentendorff“, stellte er sich vor.

Der Herzschlag setzte bei Voiges aus. Er brachte kein Wort über die Lippen.

„Meine Damen sind auch hier. Sie wollen Ihnen noch „Guten Tag“ sagen. Ich muß nur vorher etwas antworten.“ Er räusperte sich, dann lachte er freimütig. „Ach was, Ihnen die Sache schonend beibringen — aber wir haben keine Kinder, nicht wahr? Also, die Dame, die Ihnen damals gab, war meine Frau.“ Er hielt inne, denn der Herr hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht. Der sucher sah, daß es den Kranken doch wohl angriff, denn blaß geworden. Jetzt brängte Voiges selbst zur Fortsetzung.

„Sie hat sich einen Scherz mit mir gemacht?“

„Sie nicht,“ lächelte Brentendorff, „denn sie war ganz zu Hause, als Ihre erste Karte kam. Da aber meine ebenso heißt — ich habe nämlich eine Cousine geheiratet — antwortete sie, ohne zunächst den Zusammenhang zu berücksichtigen, nachher machte es ihr freilich Spaß“, bekannte er offen.

Die Tür ging auf. Der Chirurgen kam mit den beiden herein. Sie begrüßten den Hauptmann wie alte Bekannte. Gesellschaftliche Gewandtheit ließ keine Verlegenheit aufsteigen. Die Schwester war auch ein sehr schönes Mädchen, wie mit Kennenblich feststellte; ein wenig zu frische Farben, das mochte nur eine Folge der immerhin eigentümlichen sein. Das schadete ihr auch nichts, denn wenn man so recht legte, war's doch ein starkes Stüd!

„Sagen Sie mal, verehrter Herr Hauptmann,“ unterbrach da der Chirurgen die rasche Gedankenfolge des Leidenden. „Sagen Sie denn da für Mären in die Welt? Ihnen soll das Bein abgenommen? Ja, wie kommen Sie denn darauf?“

Voiges war starr. Kaum war er imstande, zu antworten. „Es ist mir in Grandpré gesagt worden“, stotterte er.

„Ich denke ja gar nicht daran“, rief der alte Herr. „Sie werden noch den Vortänzer bei Hofe machen, wenn Sie langt wird!“

„Na, wenn auch das nicht gerade“, sagte der Chirurgen, „denn die neue Gemütsbewegung die Gedanken in tollente durcheinanderjagte.“ „Ich bin ja schon mit viel weniger zufrieden.“ Er schloß einen Augenblick die Augen, wie um sich zu beruhigen. Als er sie wieder aufschlug, fiel sein Blick auf die Schwester Brentendorff.

zierliche Stille lag über dem Raum.
verklärte ein Lächeln voll Mut, Hoffnung und Zuver-
sicht des Leidenden.

Schätze auf dem Meeresgrund.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten.)

Ediger Kopf hat einst das Wort geprägt: „Das Geld
auf der Straße.“ Wem das Glück hold ist, der findet
den Weg zum Wohlstand oder Reichtum im Vorübergehen;
nur auf der Straße, sondern im ganzen Weltall sind
unermessliche Reichtümer verborgen, die wir nur durch
Entdeckung von Millionen oder gar nicht nutzbar machen kön-
nen. In Lagern unermessliche Schätze auf dem Meeresgrund.
Selbst gibt uns in seinen Millionen von Lebewesen,
teilweise zur Nahrung dienen, die Möglichkeit, im Handel
mit Reichtümern zu erlangen; jedoch ebenso beharrlich
das Meer von ihm verschlungene Schiffsgüter fest, um sie
nicht freizugeben. Wer diese versunkenen Schiffs-
güter sämtlich heben könnte, würde sich unermesslich reich
machen. Die Meereswogen hüten seit Jahrhunderten
an Geld- und Goldeswert. Im Oktober 1799 strandete
auf der Insel Terceira an der holländischen Küste das Segel-
schiff „De Walrus“. Es hatte an Bord 330 Barren Gold, 179 Barren
Silber und 2 1/2 Millionen Mark in geprägtem Gelde. Insgesamt
hatte die Ladung einen Wert von 24 Millionen Mark. Holland
alsbald, die Schätze zu retten, aber das Meer hatte
es nicht mit so gewaltigen Sandmassen umgeben, daß es
möglich war, auch nur einen Pfennig von den aufgestapelten
Schatzen bergen zu können. Später versuchten englische
Taucher, die Schätze zu heben. Es wurden nach fünf mühseligen
Versuchen zwei Millionen Mark dem Meere abgenommen. Aber
warten an 22 Millionen auf dem Meeresgrund, fest ein-
gebettet in Meeres sand. So ruhten diese Schätze fast hundert
Jahre auf dem Boden der Nordsee. Da kam im Jahre 1909
der Ingenieur namens Lafe auf den Gedanken, einen
Tauchapparat zu erbauen, der aus einer Anzahl
Zylinder besteht, die die Sandmassen um das Schiffswrad
herum. In 24 Stunden vermag dieser Apparat, der auch
eine Kammer für den Taucher besitzt, 40 000 Tonnen
Sand zu saugen. Aber man arbeitet schon seit ungefähr drei
Jahren an der Hebung dieses Millionenreiches, und selbst, wenn
man, das Schiff freizulegen, fragt es sich noch, ob die
Kosten nicht Tausende der Geldstücke auf dem Meeres-
grund Laufe der Jahre verstreut haben. Dann beginnt für
den Taucher eine neue und mühselige Arbeit, den Meeresboden
nach Schätzen abzusuchen.

Ein ähnlichen Versuch unternahm im Jahre 1910 eine
Kommission von Neuschottland aus. Sie wollte einen in der
Bai ruhenden Schatz einer hier vor hundert Jahren
versunkenen spanischen Galeere heben. Es war bisher jedoch
den starken Meeresströmungen nicht möglich, an das
Schatz zu gelangen. Fünf Millionen Geldeswert ruhen
daher auch auf dem Grunde des Girones als Ladung
eines Dampfers, der hier bei einem Schiffszusammenstoß im
Jahre 1865 mit 115 Personen unterging. Von einer fagen-
reichen Flotte, die in schwedischer Zeit bei Reval auf dem
Meere verankert, hoffen kühne Taucher immer noch Schätze
zu finden. Man hat im Jahre 1910 vergeblich nach
denen Reichtümern gesucht, von denen man sich erzählt,
daß der Rumpf jenes Schiffes aus reinem Golde bestehen
würde. Der größte Schatz birgt das Meer in der Bai von Vigo,
Spanien während einer Seeschlacht die Summe von
einem Millionen Mark ins Meer versenkten, um sie nicht den Eng-
ländern zugeben. Diese Summe brachten die Spanier aus
indischen Kolonien mit. Bisher konnte man von diesem
Schatz nur 6 Millionen retten.

Dieser Bergungsversuch ist es einzig und allein der
des Tauchers, der zu einem Erfolge führt. Es gehört
Vorfähigkeit dazu, sich in bedeutende Meerestiefen hinab-
zulassen. Länger als 25 Minuten kann ein Taucher
unter dem Wasser verweilen, und viel gefährlicher als der
Aufstieg ans Tageslicht. Die Meereswogen üben
auf den Körper aus, der 50 bis 80 Pfund auf den Quadratfuß beträgt,
den Körper aus. Darum darf der Aufstieg nur ganz langsam
geschehen, die Blutgefäße der Wogenlast standhalten.
Die größte Meerestiefe erreichte der englische Taucher
Lotto mit 210 Fuß. Um wieder ans Tageslicht empor-
zusteigen, brauchte er eine reichliche Stunde, denn ein plötzliches
Ansteigen Emporsteigen hätte ihm durch Zerreißen der Blut-
gefäße den Tod gebracht.

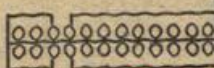
Die Arbeit der Taucher hat jedoch auch wiederholt den Nutzen

gehabt, daß größere Summen den Meereswellen entzissen wer-
den konnten. Goldbarren im Betrage von 1 1/2 Millionen Mark
konnten durch Taucherarbeiten aus dem spanischen Schiff Al-
phonso XII. entnommen werden, das bei den Kanarischen Inseln
gestrandet war. Mit dem Untergang des englischen Dampfers
Oceana wären 15 Millionen Mark verloren gegangen, hätten
die Taucher nicht einen Teil der Goldschätze aufgefunden. Es
handelte sich hierbei um die schwierige Aufgabe, im Schiffs-
innern die Kapitänsladung aufzufinden, alsdann in einer Schub-
lade den Schlüssel zum eisernen Geldschrank zu finden und diesen
zu öffnen. Da hieß es, sich den Weg über Trümmer und durch
dunkle Gänge bahnen, und wenn man glaubte, dem Ziele nahe
zu sein, warf eine tödliche Meereswoge die Goldsucher wieder
zurück, so daß die Arbeit von neuem beginnen konnte. Mit jedem
Handels- und Passagierdampfer, der sein Grab in der Meeres-
tiefe findet, gehen auch zugleich Millionenwerte an Schiffseigen-
tum, an Frachtgut und Eigentum der Passagiere verloren. Auf
350 Millionen Mark bewertet man die Schiffsverluste in den
letzten Jahren. Auf allen Meeresgebieten hat der Meeres- und
Wettergott sich von den Schiffen seinen Tribut zahlen lassen,
und trampschaft hält er diese Millionenwerte fest, um sich durch
die Unerkrodenheit der Taucher nur mühsam einen geringen
Teil wieder abringen zu lassen. Am hartnäckigsten hütet das
Meer die Schätze der „Titanic“, die für immer, unerreichbar für
des Menschen Hand, auf dem Grunde des Meeres lagern.

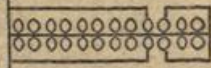
Wiederum besitzt das Meer aber auch Millionenwerte, von
denen wir nach unserem Wunsch und Willen zur Genüge emp-
fangen können. Perlen, Korallen, Muscheln und Seetiere aller
Art erhalten die Menschen von ihm zum lohnenden Erwerb.
Aber viel höher sind die Summen zu schätzen, die das Meer all-
jährlich in seine Tiefen zieht. Jahrhundertlang bereitet es ihnen
ein stilles Grab, dessen Entdeckung nur einem Zufall zu ver-
danken ist, wie vor fünf Jahren das Auffinden eines gestrandeten
Schiffes an der Küste von Tunis, das eine Ladung kostbarer
griechischer Kunstgegenstände aus Marmor enthielt und dem-
nach über 1900 Jahre unentdeckt geblieben ist. Wenn auch durch
unsere modernen Sicherheitsvorrichtungen heute jedem Unglücks-
fall auf der Seefahrt nach Menschenmöglichkeit vorgebeugt wird,
so kann trotzdem der launische Gott Neptun seinen Dreisack mit
solcher Festigkeit schwingen, daß die Wellen die stolze Schiffs-
last verschlingen. Aber das Gold auf dem Meeresgrund ist schwerer
zu finden wie das auf der Straße, denn das Wasser hat keine
Walten, und oft müssen hohe Kapitalien aufgewendet werden, ehe
man an eine Bergung der gesunkenen Schätze denken kann, die
auch dann vielleicht nur zum Teil wieder gehoben werden können.

Sinnspruch.

Schlürfst du des Lebens Freudenwein — Halt ein!
Triffst dich des Lebens Sturmgebräus — Halt aus! O. Fromber.

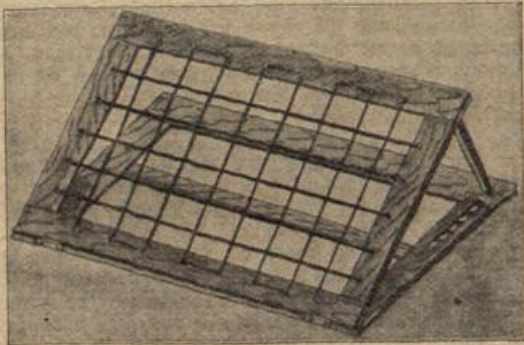


Fürs Haus



Verstellbare Keilkissenstühle.

Viele kranke Krieger müssen mit dem Kopf hochliegen. Dafür genügt
dann die Stütze des Keilkissens nicht, und man sucht bei der Hauspflege
das Pfahl durch Unterlegen von Läden, Kissen usw. auf die erforderliche
Höhe zu bringen. Besser würde diesem Zweck eine verstellbare Stütze die-
nen, wie sie in Krankenhäusern verwendet wird, wie man sie in einschlägi-
gen Geschäften tau-
sen, sich aber auch
mit Hilfe des Haus-
tischlers selber und
billiger herstellen
kann. Man läßt sich,
wie aus der Abbil-
dung ersichtlich, zwei
einfache Holzrah-
men in der Breite
des Keilkissens an-
fertigen und beide
Rahmen an der ei-
nen Längsseite durch
zwei Scharniere
miteinander ver-
binden. Der untere Rahmen erhält zudem eine flache Querleiste, in den
oberen werden Löcher eingebohrt, mit deren Hilfe man den Rahmen kreuz-
weise recht stramm mit Schnur oder Bindfaden bespannt. Um den Rahmen
nun beliebig verstellen zu können, erhält der obere an den beiden freien
Enden noch je eine Stütze mit Scharnier, der untere schräge Einkerbungen,
in welche die Stützen eingreifen. Mit Hilfe dieses Rahmens kann man
den Kopf des Kranken jede beliebige Höhe geben, was sich auch in Zeiten der
Rekonvaleszenz als sehr angenehm für den Patienten erweist.



Unsere Bilder

Der Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau. Der Oberkommandierende der 9. Armee zog in Begleitung des Herzogs Ernst Günther, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und zahlreicher hoher Offiziere in die Hauptstadt Polens ein. Auf dem Sächsischen Platz, vor der prunkvollen Alexander-Newsky-Kathedrale, nahm der Prinz die Parade ab und überreichte dann persönlich den Mannschaften, die sich besonders verdient gemacht hatten, Eisene Kreuze. Darauf bezog Prinz Leopold in dem alten polnischen Königschloß Besondere Quartier und empfing dort eine Abordnung, die die Ergebenheit der Stadt zum Ausdruck brachte.

Die Moschee im Gefangenenlager Bünsdorf bei Berlin. Im Gefangenenlager Bünsdorf bei Berlin, das den kriegsgefangenen Mohammedanern als Unterkunftshütte dient, ist vor kurzem eine Moschee, ein Gotteshaus für die Anhänger des Islams, ihrer Bestimmung übergeben worden. Das dortige Mohammedanerlager, das von dem Russen, Franzosen- und Belgierlager streng getrennt ist, beherbergt etwa 4000 Mohammedaner: Araber, Indier, Marokkaner, Sudan- und Senegaleser, die an der Westfront von den deutschen Truppen gefangen genommen wurden. Um ihnen Gelegenheit zu einem geregelten Gottesdienst zu geben, ist diese Moschee errichtet worden, die die Form eines Sechseckes hat, mit einem schlanken, weithin sichtbaren Minarett davor. Das Gebäude erhielt einen weiß und grau gestrichen Anstrich.

Ein 70jähriger Kriegsfreiwilliger Ritter des Eisernen Kreuzes. Der Schlächtermeister Fuß, der seit 40 Jahren in Helsingborg in Schweden lebt, trat bei Kriegsausbruch bei demselben Regimente ein, bei dem er schon 1870 für sein Vaterland gekämpft hatte. Fuß nahm an der Eroberung von Antwerpen und an mehreren Gefechten um Ypern teil und ist nun mit dem Eisernen Kreuz geschmückt nach Helsingborg zurückgekehrt.

In der Desinfektionsanstalt des Reservespitals zu Leipzig in Mähren. Schwestern, die beim Reinigen der Leute behilflich sind, werden mit einer besonderen Tracht bekleidet, deren Beschaffenheit die Übertragung von Ungeziefer unmöglich macht.



In der Desinfektionsanstalt des Reservespitals zu Leipzig in Mähren. (Mit Text.)

Allerlei

— Dame: „Sagen Sie, Herr Berger, ist es nicht sehr schwer, ein bekannter Maler zu werden?“ — Maler: „Wenn man immer die Leinwand, Pinsel, Farben, Rahmen und die nötige Gönnerschaft hat, dann ist es nicht allzuschwer.“ — Dame: „Ja, aber man muß doch auch Talent haben.“ — Maler: „Nun ja, manchmal schadet das ja nicht.“

Laß deine Ausgaben nicht deine Einnahmen übersteigen! Bei den heutigen Zeiten ist es nicht leicht, Maß in allen Dingen zu halten. Und doch: bei einiger Schärfe gegen sich selbst, allen Egoismus beiseite gelassen, geht es sicher. Nur richtig rechnen gehört dazu. Nichts kaufen, bevor nicht das Geld dazu vorhanden ist. Stets alles, was man einläßt, bar bezahlen. Keine Schulden machen. Sie sind leicht geschlossen, aber schwer, sehr schwer bezahlt. Auch keine unnützen Sachen einkaufen! Beschränke deine Ausgaben auf das wirklich Notwendige und kümmerle dich nicht darum, was sich andere leisten können, von denen du nicht einmal weißt, ob sie die Sachen, die dir so in die Augen stehen, auch bezahlt haben. Rechne mit deinen Ausgaben so, daß sie nie deine Einnahmen überschreiten, und freue dich an dem, was du dir kaufen kannst, ohne mit andern Leuten Vergleiche zu ziehen. Dann wirst du stets einen klaren Kopf behalten und zufriedenen Herzens sein. M. M.

Zur schickenden Jungfrau. Ein narrhafter Baumeister, ein Italiener, erhielt im Jahre 1554 von dem Zaren Ivan dem Schrecklichen den Auftrag, zum Gedächtnis der Eroberung der Provinz Kasan in Moskau eine Kirche zu erbauen, welche den Namen „Zur schickenden Jungfrau“ erhalten und alle vorhandenen an Pracht übertreffen sollte. Der Baumeister durfte es nicht wagen, eines der herrlichen Bauwerke seiner Vaterstadt Florenz zum Muster zu nehmen; er sah sich vielmehr genötigt, etwas Selbständiges zu finden, um vor dem rohen Despoten Beifall zu finden, und so baute er denn die wunderliche Kirche, welche noch heute die merkwürdigste unter den dreihundert Kirchen Moskaus ist. Aus ihrem Dache erheben sich sieben groteske Kuppeln, jede von verschiedener Gestalt und Farbe, die täuschend so aussehen wie rote, grüne, blaue, gelbe Tannenzapfen, Zwiebeln, Kürbisse, Melonen, Ananas und andere Früchte. Aber dieses Bauwerk sprach Ivan seine außerordentliche Zufriedenheit aus und schenkte dem Baumeister einen großen Sack voll Goldstücke, als derselbe nach Beendigung des Baues sich bei ihm verabschieden wollte, um nach Italien zurückzukehren. Dann aber sagte er zu ihm: „Damit du dich nicht verführen läßt, in Italien einen

ähnlichen Prachtbau aufzuführen, so sollen dir vor deiner Abreise die Augen gestochen werden.“ — Vergebens versicherte der Künstler, daß niemals einfallen würde, die Residenz der kunstsinigen Mediceer mit ähnlichen Kirche zu schmücken; er wurde geblendet und lebte als blinder noch lange in Moskau. Sein Vaterland Italien hat er nie wieder gesehen.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Oktober. Immer noch wartet der fürstliche Hausfrau viel Arbeit. Jetzt muß sie hauptsächlich darauf bedacht sein, für den Winter einzusammeln. Da das Obst für die Ernährung und Gesundheit der Menschen eine große Bedeutung hat, empfiehlt es sich, die Winterzeit einen nicht geringen Rat anzuschaffen. Zunächst muß das Obst in einem kühlen Raum nebeneinander gelegt werden; es muß es kalt wird, kann es in den Keller gebracht werden. Mit dem Kommen darf die Hausfrau noch nicht aufhören. Ja, jetzt gibt es ja erst Zwetschen, Hülle und Fülle und nun muß das Mus gekocht, gedörrt und eingelegt werden. Außerdem gibt es jetzt Äpfel, Preiselbeeren und Kürbis, die alle des Einmachens harren. Von dem Kürbis ist zu bemerken, daß der saftige Feldkürbis eingemacht werden darf. — Für den häuslichen Bedarf kommt jetzt besonders der Kürbis in Frage. Es ist ratsam, beim Einkauf einer Gans nicht billige Preise zu zugeben, denn billige Gänse sind wertige Gänse. Es muß auch darauf geachtet werden, daß die Gänse schön weiß und zart aussehen; die Felle verraten nichts Gutes, wenn sie dunkel sind. Ferkeln, Hühnern, Steinbutts, Schellfisch, Dorsch, Stabliau zu empfehlen. Als Gemüse kommen jetzt hauptsächlich Kürbisse, Rüben, rote Rüben, Kohl, und Sellerie in Frage. — Zu Monats müssen die Wohnungen regelmäßig geheizt werden. Da die Hausfrau darauf zu achten, daß

ordnungsgemäß geschieht. Infolge des Heizens kommt es oft vor, daß die Zimmertapete in der Nähe des Ofens abplatzt und wieder angeklebt werden muß. Um ein weiteres Abplatzen zu verhüten, empfiehlt es sich, den Kleister mit Vertikalpulver zu vermischen. S. B. Der Zählrückenbaum ist ein eigentlicher Gebirgs-Obstbaum. In der Schweiz steigt er von allen Obstsorten am höchsten. Er gedeiht noch bei 1500 Meter Höhe. Durch unreines Wasser kann die Milch einen unangenehmen Beigeschmack erhalten; auch ihre Haltbarkeit kann dadurch beschränkt werden. Wenn Milch schon nach Stunden verdorben ist, so ist oft schlechtes Trinkwasser daran schuld.

Palindrom. Ich lebe in dem Tropenland, daß du die Zeichen umgewandt, Dann bin ich in dem deutschen Land, Dir als ein Rebenkätz bekannt.

Geographisches Rätselt.

A	A	D	E	E	E	F
H		L		M		R
H		L		N		T
I		L		O		U
I		L		R		U

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten Reihen ergeben:
 1) Stadt am abstr. Meer. 2) Stadt in Schottland. 3) Nebenfluß der Donau. 4) Europäische Hauptstadt.
 Die horizontale Reihe nennt ein Land in Nordamerika.
 Laura Schlotter. Weiz in 3 Jagen.

Auflösungen aus voriger Nummer:
 Der Schach: Wein, Wein, Wein.
 Des Bilderrätsels: Lebe dem Augenblick und schaffe für die Zukunft.
 Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.